

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 8

Rubrik: Anmerkungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANMERKUNGEN

UNRUH

der nun schon etliche Jahre, mit etwas Zuckermandl bestreut, dem deutschen Publikum mundet, gehört zu den Weltumarmern, spricht aus, was ist, nennt eine Katze eine Katze, sagt zu Barbusse « Barbusse! », ohne daß Barbusse, schwer leidend, « Unruh! » sagt, und vertritt speziell gegenüber Frankreich, wo man der Anschauung zuneigt, daß « le style c'est l'homme », den Standpunkt, daß der Mensch auch dann gut sei, wenn der Stil schlecht ist. Aber es gibt nun einmal ein Schmocktum, dem sich das Wort überhaupt erst von diesem Stammler eines neuen Weltgefühls herschreibt, eines Weltgefühls, dessen Erhabenheit nur von den Maßen einer Impotenz übertroffen wird, die im Ausdruck des alten Weltgefühls allerdings deutlicher in Erscheinung träte. Viel zur Bildung dieser geistigen Glorie hat unstreitig das Kriegsleid beigetragen, das Herr von Unruh durchzumachen hatte, nur daß eben die tiefere pazifistische Erkenntnis aus der menschlichen Teilnahme auch zu der Verdammung eines Kriegswesens gelangen mußte, welches nicht nur so viele abscheuliche Literaten des Blutdurstes ermöglicht hat, sondern auch die Dilettanten der Menschenliebe erzeugt und so vielen Opfern die literarische Amnestie erwirkt hat. Man kann aber auf die Dauer weder das Martyrium im Krieg, das ja Millionen gemeinsam war, noch die anständige Gesinnung während der Revolution als geistigen Maßstab aufrecht erhalten und einmal müssen selbst in der Beurteilung der pazifistischen Dichter die Friedenswerte wieder zur Geltung kommen, auf die Gefahr hin, daß man den zartesten Gefühlen jener Romain Rolland-Seelen nahetritt, die ohnedies zumeist identisch sind mit den abgedankten Barden des Kriegspressequartiers, und ohne Rücksicht auf die Wallungen der Zuckermandl, die, wenn man sie nach ihrer Ansicht über Goethe befragt, wie eh und je zu deklamieren anfängt, daß über allen Gipfeln Unruh ist. Ich aber meine: unter der Kanone! In seinem Reisetagebuch beschreibt er den deprimierenden Eindruck vom Milieu der Deutschen Botschaft in Paris, und es mag schon so sein, daß diese zwar wieder hörbar ist, aber eben aus ihr sich der Umstand erklärt, daß der Welt der Glaube fehlt. Ich stelle mir den gestärkten Vorhemdton auf einer Deutschen Botschaft etwa so vor wie den Stil der Kunde, die Herr Unruh davon bringt. Es ist eine überaus praktische Sache, welche in allen Lebenslagen eine zeitsparende Verbindung von Dialog und jeglicher Handlung ermöglicht, die die sprechende Person dabei verrichtet.

— — — — Ein eleganter Haushofmeister verneigt sich: „Der Herr Botschafter warten schon.“ — — „Aber“, wischt sich der Freund das Brillenglas rein, „ich habe es wieder erhalten“. — — „Bitte“, verbeugt sich der Botschafter vor Victors Frau — — und „bitte, bitte, kommen Sie doch“, nötigt er uns. — — „Gnädige Frau“, verneigt sich abermals der Botschafter vor der Dame, ihr rechts neben sich den Platz anweisend. „Herr“, beugt er den Kopf nach links und zu uns — — „Sind Sie“, erwache ich, als der Botschafter der Frau Salat, Sardinen und gelbklebrige Mayonnaise auf den Teller legt, „mit Ihren Einkäufen zufrieden? — —“ Victor, mit einem Salatblatt kämpfend, lenkt ab: „Wie schön Ihr Garten ist, Herr Botschafter.“ „Nicht wahr“, winkt der Botschafter dem Haushofmeister, der darauf den Sekt in die Gläser schäumt, „der Garten ist schön! Man vergisst die Stadt.“ — — „Weil bei uns“, pafft der andere Herr in die Luft, „jeder gleich ein Gedankensystem erfinden will — —“, „Das ist unser unausrottbarer Trieb zum Ideellen“, leert der Journalist

seine Mokkatasse, „wir sind eben immer noch sehr unamerikanisch —“ „Nun“, tritt ein Ministerialdirektor zu mir, „wollen Sie sich nicht setzen oder“, rückt er sich vorm Spiegel die Krawatte korrekt über den Kragenknopf, „sind Sie nicht zufrieden mit uns?“ — — „Was machst Du für ein trauriges Gesicht?“ folgt mir Victor. — — „Gewiss“, kauft er noch ein paar Gazetten, „und das Essen war ausgezeichnet! — — Außerdem entscheiden die Taten“. „Die Taten?“ sehe ich Victor an, „möglich, aber mir scheint, der Boden müsste anders bestellt sein, aus dem Taten wachsen könnten, wie ich sie ersehne fürs Volk“. „Weltverbesserer!“ ruft Victor ein Auto und trennt sich von mir.

«Zuckerkandl, euer Fläschchen!» haue ich Unruhs Reisetagebuch um die Erd'.

KARL KRAUS

Die vorliegende Glosse, zu der Unruhs Buch *Flügel der Nike* den Anstoss gab, entnehmen wir mit der Erlaubnis ihres Verfassers der neuesten Nummer seiner Zeitschrift *Die Fackel*.

DAS PARKETT VOR DER BÜHNE

Schweizerische Theaterfragen beunruhigen unser Land. Man ist mit allerlei Dingen im Theaterbetrieb wenig zufrieden, und der Mensch hofft immer Verbesserung. Eines lässt sich aber nicht leugnen: unser Theaterpublikum steht völlig auf der Höhe seiner Aufgabe. Voller Herzensgüte und feinem Takt sitzt es den Abend ab und lässt sich einen langen Winter hindurch vieles bieten, ohne darob den Humor zu verlieren. Es ist von schöner Menschlichkeit und vollkommener Güte, was daraus erkannt werden mag, dass es jede dichterische und schauspielerische Leistung nicht nach einem Ideal oder starren Maßstab beurteilt, sondern nach den Fähigkeiten des betreffenden Dichters bzw. Schauspielers, was genauer ausgedrückt heißt, dass es sich einen Schmarren mit humanem Wohlwollen vorsetzen lässt in der Erkenntnis, dass man vom Autor des Schmarrens wohl nicht mehr verlangen dürfe. Und so lässt es sich Rechtes und Schlechtes recht und schlecht vormimen, und falls es von der fünften Minute an vor Langeweile einschliefe, — am Schluss erwachte es totsicher, um den Genuss des eigenen Klatschens nicht zu versäumen. Denn geklatscht wird immer, das ist nun einmal Sitte. Es ist auch einleuchtend: wer ohne Ansprüche im Theater sitzt, dem werden sie befriedigt. Und wenn man schon wenig Temperament hat, aber das strenge Pflichtbewusstsein, sich irgendwie zu blamieren, so unternehme man den Versuch dazu lieber gleich durch Klatschen. Gibt es etwas Ergreifenderes als z. B. die Sympathiekundgebung bei einer Premiere? Da bleibt kein Auge ohne rührenden Glanz innerer Bewegung; die Hände indessen führen jene gymnastische Übung aus, mit der sich manch ein Held im Stadion des alten Athen den Kranz errang. Der Regisseur befiehlt nach massenpsychologisch geschickt erkannten Gesetzen « Vorhang! »; jedesmal, wenn das Geklatsche am Verenden ist, fliegt der bunte Fetzen in die Höhe, und auf den Brettern, die die Welt oder Halbwelt bedeuten und den Zuhörern je nachdem vor dem Auge oder dem Kopf liegen, gewahrt man Verbeugungen. Da übernimmt es uns wieder und erneut lassen wir in Gottesnamen die krebsroten Handflächen erdröhnen. Wir wissen ja nicht so genau, um was es sich handelt, aber ein dumpfes Gefühl sagt uns, dass wir auf dem rechten Wege sind. Geschimpft wird dann draussen. Denn wir sind nicht etwa unkritisch! Glaubet das nicht! Wir sind sehr streng aber zugleich unglaublich gutmütig; und auch etwas unsicher in Fragen der

Kunst, da wir nirgends den Anschluss verpassen wollen und also lieber vorerst einmal zu allem ja ja sagen, da es sich später herausstellen könnte, dass wir wirklich im Rechte waren. Wir waren, aber natürlich! schöwusangpri, auch im Ausland und erlebten, wie ein pfiffiges Publikum dem Theaterdirektor eine ernstliche Mahnung vorpiff, den an Meisterwerken der Dichtung geschulten Geschmack der Zuschauer gefälligst auch ein bisschen in seine Berechnungen miteinzubeziehen. Aber dergleichen Sachen, die lassen wir längst durch andere machen. Wohlwollende Neutralität, damit gehts am besten. Und die Milch der frommen Denkgungsart ist ja bei uns auch in Büchsen erhältlich, in denen sie sich trefflich konserviert. Ewig?

HEINRICH MERCK

DIE KULTURBEZIEHUNGEN ZWISCHEN FRANKREICH UND DEUTSCHLAND

Es sind jetzt gerade zehn Jahre her, da gab ein Zürcher Verlag ein wohlgemeintes Sammelwerkchen heraus unter dem Titel *Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg*. In meinem eigenen kleinen Beitrag schrieb ich den Satz: „Gelänge es in Zukunft, in die passive Zurückhaltung, zu der wir uns verurteilt finden, unsere schaffenden Kräfte miteinzubeziehen — die Neutralität wäre produktiv geworden“. Wie oft schon habe ich mir seitdem sagen müssen, im Rückblick auf alle die nicht vorherzusehenden seitherigen Ereignisse, wie eben für ein kleines, wenn nicht außenpolitisch, so doch wirtschaftlich und auch kulturell dermaßen abhängiges Land, wie es ja auch unsere Schweiz ist, solch eine schöne und ideale Hoffnung ein frommer Wunsch hat bleiben müssen. Von dieser geträumten produktiven Neutralität konnte sich nichts erfüllen; wir konnten Gott danken, als wir uns mit der defensiven und der philanthropischen Neutralität, wie ich das damals nannte, einigermaßen aus der Sache zogen. Wir mussten uns eingestehen, dass derartige Kulturträume nicht den unbeteiligten Zuschauern, sondern den kämpfenden Großstaaten für die Zeit des wiedergewonnenen Friedens vorbehalten seien. Aber umsonst wollen wir Neutralen doch nicht geträumt haben. Mit der größten Anteilnahme werden wir alle Versuche und Regungen zu einer Verständigung verzeichnen, die sich zwischen den ehemaligen Feinden hin- und herspinnen. Wir dürfen aber dann zugleich dessen gewiss sein, dass es sich um zarte Träume nicht mehr handelt, sondern eben um begrüßenswerte Anzeichen einer neuen Wirklichkeit. Deshalb sei es gestattet, über eine kleine Flugschrift¹⁾ zu berichten, die, ihrem Inhalte nach scheinbar durch die Ereignisse schon überholt, einen ebenso wahrhaftigen als intimen Einblick in die politischen Anschauungen der französischen Intellektuellen der Nachkriegszeit bietet.

Wir haben es mit einer Vereinspublikation zu tun, die mehr oder weniger als gedrucktes Manuskript für Mitglieder und Teilnehmer der hier protokollierten Sitzungen gedacht ist, also, wie eine begleitende Bemerkung einleitend

¹⁾ *Correspondance de l'Union pour la vérité*. Nouvelle série (trente-troisième année). Janvier 1925. Entretiens de 1922 sur les rapports entre Français et Allemands. Paris bei der Geschäftsstelle rue Visconti.

ausdrücklich bekanntgibt, nicht mit den periodischen Heften einer Zeitschrift. Es sind Diskussionsabende, die hier nach Jahren ihren Niederschlag durch Drucklegung gefunden haben, und zwar handelt es sich um „Bruchstücke der Aussprache, die vom 15. Januar bis zum 26. Februar 1922 im Sitze der Vereinigung abgehalten wurde über die Wiederaufnahme der Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen“. Um einen Begriff zu geben, wie diese jeweiligen Donnerstag nachmittags stattfindenden Versammlungen auch heute noch den sozialen und nationalen Bedürfnissen zu dienen versuchen, seien nur eben einige Themata genannt, die gerade diese und die nächsten Wochen zur Behandlung stehen: es wird über die teure Lebenshaltung, über die Kriegsnachwirkungen, über die Einheitsschule, über den Mussolinismus oder das italienische Ideal des „Guten Tyrannen“, endlich über das moderne Gottesbedürfnis verhandelt werden; das sind die Pläne des Programms vom März bis zum Mai 1925. Unter den Leitern sind wohlbekannte und besteingeführte Namen: Paul Desjardins, Henri Lichtenberger, Gabriel Marcel, die für die Führung zeichnen, außer ihnen André Gide, Pierre Hamp und Sorbonneprofessoren, hohe Richter und Offiziere in großer Zahl. Es ist offenbar eine jener geistigen Vereinigungen, wie wir sie ja auch haben, wie sie besonders auch in Deutschland, in dem organisationseifrigen Deutschland, unter der Nachkriegsnot überreichlich sich bildeten und als deren Zweck man es bezeichnen könnte, die Ansprüche der Stunde an jeden einzelnen Volksgenossen unter einen geistigen Strom zu nehmen und damit in persönlichster Form der allgemeinen Volkskraft zuzuführen. Ein Abonnement, für Schüler auf die Hälfte ermäßigt, machen diesen „Freien Austausch“ allgemein zugänglich.

So ist denn nun eine solche Aussprachenreihe, die vor drei Jahren den deutschfranzösischen Kulturbeziehungen gewidmet war, auch über die Schar der damaligen Teilnehmer hinaus jetzt eben erst literarisch zugänglich geworden. „Wir werden den Deutschen eines Tages begegnen. Wohl oder übel schreiten wir auf diese Berührung mit ihnen zu. Willkürlichen Impulsen zu folgen, gilt uns nicht für die Methode der Freiheit. Unüberlegte Annäherung vermehrt nur die schon bestehenden Reibungen. Aber wir wollen nicht mehr unter nachweisbaren Vorurteilen stehen bleiben, wollen aufräumen mit den Oberhautantipathien des Ausländers gegen den Ausländer“ — diese Worte sprach Paul Desjardins in seiner Eröffnungsansprache — nicht als „Präsident“, wie er meint, sondern eben nur als fragenvermittelnder Obmann. Die ersten Verhandlungen galten der deutschen Zahlungsfähigkeit und ob man ihnen guten Glauben und Willen zubilligen dürfe. Ebenso galten sie den Handelsbeziehungen. Der Berichterstatter Charles Rist trug dabei Ansichten von einer solchen Sachlichkeit vor, dass man sie auch teilweise in deutschen Zeitungen genau so gut lesen konnte, und folgende seiner Sätze begleiteten die Zuhörer mit lautem Beifall: „Ach, diejenige Internationale, die den Krieg überlebt hat, ist weiter nichts als eine Allerweltsbegehrlichkeit, die sich auf die Dummheit verlässt... Wir dürfen nicht den Anschein erwecken, als wollten wir eine Wunde ewig frisch erhalten, die an und für sich des Schmerzes genug enthält“. Stabsoffiziere sprachen dann über die militärische Abrüstung, und einer von ihnen erwähnte das Wort Poincarés: „Ich mach es ihnen nicht zum Vorwurf

— es sind Deutsche, sind gute Deutsche, sie handeln auf deutsche Weise“. Dem gesellte sich ein Wort des Prof. Henri Lichtenberger hinzu über die „geistige Abrüstung“. Es mag uns nun aber nicht als persönliche Voreingenommenheit gedeutet werden, wenn wir unsere Mitteilungen ihre volle Breite gewinnen lassen in der Wiedergabe der Aussprache, die sich an die Meinungsäußerung des (von uns in der Schweiz gelegentlich als Nietzscheforscher schon eingeführten) Sorbonneprofessors Charles Andler anschloss. Dieses Protokoll ist an sich für die nachherige Lektüre der lebensvollste Teil der interessanten Broschüre, infolge der zahlreichen Zwischenfragen aus der Zuhörerschaft, die ihn beleben.

Prof. Andler sprach über das Thema: „Ist der deutsche Geist von dem unsern wesensverschieden?“ Kein anderer Franzose war so wie er berufen, darauf den Versuch einer Antwort anzubieten. Denn nicht nur durch sein monumentales sechsbändiges Nietzschewerk, sondern auch durch sein großes Buch über den *deutschen Staatssozialismus im neunzehnten Jahrhundert* und durch einen geist- und reizvollen Essay über Bismarck, nicht zu reden von seinen zahlreichen kleineren Arbeiten und seiner der deutschen Sprache, Dichtung und Kultur ausschließlich gewidmeten dreißigjährigen Lehrtätigkeit ist er tief in das deutsche Leben und Fühlen eingedrungen, zumal er auch selber das Deutsche wie ein Einheimischer spricht. Wir möchten nun persönlich nicht einmal als Berichtstatter uns herwagen, sondern nur eben einige besonders charakteristische Stellen dieses französischen Diskussionsabends hier in der Übertragung wörtlich bekanntgeben. Im Parlament wird ja doch immer mehr oder weniger zum Fenster hinausgesprochen. Hier konnte niemand der Sinn daran kommen. — Wir belauschen also den französischen Geist in Privatunterhaltung einer geschlossenen Gesellschaft.

*

Andler: Ich glaube an eine einheitliche europäische Kultur auf gemeinsamer Grundlage, die auf einer alten Geschichte fußt und durch sie alle Völker Europas verbindet. Man hat die Russen und die Deutschen im Kriege reichlich als Mongoloiden behandelt — sie sind zweifellos Europäer. Spanien hat vielleicht noch einen afrikanischen Einschlag. Aber von Kastilien bis nach Russland finden wir dieselben Grundgefühle und die geistige Entwicklung wird von ein und demselben Vernunftquell gespeist. Es sind gewiss starke Unterschiede da. Von allen Völkern sind die Franzosen dasjenige, bei dem die Intelligenz vom Willen am meisten freigeworden ist. Die Deutschen sind weniger beweglich, ihr Ideenleben steckt fester im Willen drin. An den Franzosen nimmt man das unmittelbare Bedürfnis wahr, sich nach dem zu richten, was man begriffen hat; sie leisten der Vernunft ohne weiteres Folge. Bei den Deutschen steht der Wille der Einsicht etwas nach. Sie können sich nicht so rasch nach einer gewonnenen Einsicht richten. Das zeigte sich im Verhalten des deutschen Sozialismus bei Kriegsausbruch. Es war das eine wertvolle Erfahrung. Aber man kann nicht immer einen großen Krieg entfesseln, um zu einer so schlagenden psychologischen Stichprobe zu gelangen.

Desjardins: Eine solche Erfahrung ist zu kostspielig. Einmal genügt —

Andler: Was wollen wir? Wir möchten sie besser verstehen und besser von ihnen verstanden werden. Als Franzosen, die wir sind, werden wir uns zu ihnen verhalten gemäß dem Verständnis, das uns von ihnen zu gewinnen möglich ist — wir wollen so zu ihnen sein, wie wir sie begreifen können. Einstweilen stoßen wir kein Anathema aus. Wir haben auch während des Krieges die deutschen Bücher gelesen.

D. Parodi: Findet sich bei ihnen nicht, mag es nun angeboren oder erworben sein, eine Verachtung des allgemeinen natürlichen Rechts, des Individuums an und für sich?

Andler: Dann ist das ein gegenwärtiger und augenblicklicher Zustand. Es gibt in Deutschland eine Schule, die lehrt entgegengesetzt.

Fabry (Mitglied des Kassationsgerichtshofes): Das Bürgerliche Gesetzbuch ist das Werk dieser Schule. Sein Vorwort besteht aus Metaphysik. Das hat ihm den Vorwurf zugezogen, auf die Weise bekomme man die Wirklichkeit allzu wohlfeil zugeschlagen!

D. Parodi: Gewiss, man kann nicht behaupten, sie kennten den Zwang der abstrakten Folgerung nicht. Aber sie erkennen sie nicht an; sie halten sich nicht daran.

Andler: Immerhin, Kant ist da! Sie unterschätzen die kantische Strömung.

Dr. Rist: Ich glaube, was uns von ihnen trennt, ist weniger eine Angelegenheit der Verstandesschärfe als des Charakters. Namentlich eben ihre Art zu fühlen und gewissen Erregungen nachzugeben — das deutsche „Gemüt“!

Arthur Fontaine: Es liegt kein Widerspruch vor zwischen der Behauptung Herrn Andlers: „Wir gleichen den Deutschen in der Art, uns der Vernunft zu bedienen“ — und derjenigen des Herrn Rist: „Wir unterscheiden uns von ihnen im Charakter“.

Andler: Damit sinken wir auf die Weisheit des Wörterbuchs hinunter. Ich nenne Willen, was Herr Rist Charakter nennt.

Desjardins: Wir arbeiten nützlich auf den Frieden hin und sind bemüht, Vorurteile abzubauen, in die wir noch von einem unfassbaren völkischen Gefühl her verstrickt sind. Was uns am Alldeutschtum so sehr abstößt, das gab es früher bei uns auch einigermaßen.

Parodi: Gibt es in Frankreich nicht zur Stunde noch Leute, die mit napoleonisch-bismarckischen Grundsätzen liebäugeln?

Desjardins: Noch so ein paar erratische Überbleibsel!

Pierre Hamp: Was geht aus dem Gesagten hervor? Die Engländer sind stets anders gewesen als die Franzosen. Zwischen Französisch und Deutsch herrscht Ähnlichkeit, nur ist sie eben zeitlich verschoben und zerflossen. Aber Bismarck und Colbert könnten doch eines Tages Zeitgenossen sein!

Parodi: Mit einer gleich hohen Glut des Patriotismus hüben und drüben ist der Weltfriede nicht gewährleistet!

Desjardins: Im Gegenteil, man ist sich so ähnlich, dass man Gefahr läuft, sich eines Tages mit Stumpf und Stiel gegenseitig auszurotten — aus lauter Pflichtgefühl!

Pierre Hamp : Dagegen hilft nur, dass das Gefühl, das im Patrioten die Vaterlandsliebe bildet, über die Landesgrenzen hinausgreift. Mit Europa muss geschehen, was früher mit dem einzelnen Großstaat geschah, als sich seine Provinzen zum Reiche verbanden.

André Gide : Wir betrachten die Deutschen zu sehr als einheitlichen Typus. Sie sind von sehr verschiedener Art. Es gibt einige, mit denen sich reden lässt.

Andler : So? Bloß einige?

André Gide : Ich zweifle, ob ihrer viele sind.

Dr. Rist : Wie kommen Sie zu diesem Standpunkt? Was legen Sie für einen Maßstab an?

Desjardins : Sie müssen doch erst mit einem Deutschen sprechen, ehe Sie zum Schlusse kommen, es lasse sich nicht mit ihm reden! (Heiterkeit.)

Gaston Raphael : Doch. Sie sind einer wie der andere. Ich war einmal an einen Sedantag geladen — vor dem Kriege.

Desjardins : Nun hören Sie aber — seitdem sind Ereignisse eingetreten, vor denen der Eindruck eines Nationalfestes von ehemals zu verstummen hat!...

Andler : Wie haben wir die Deutschen anzufassen? Lasst uns zu ihnen sagen: „Ihr behauptet, ihr seid nicht besiegt. Gut! Niemand hat jemals das deutsche Heer besiegen können! Es ist ausgemacht! Es hat bloß aus geheimnisvollen Gründen, die nicht militärischer Natur sind, den Rhein überschritten! Eure Regimenter sind durch Ehrenpforten in der Heimat eingezogen! Aber seid ihr nun mit diesem Kriegsergebnis zufrieden?“ Nicht ein einziger Deutscher wird sagen, er sei zufrieden.

Pierre Hamp : Das sagen Sie so kühl hin — und dabei lächeln Sie auf den Stockzähnen.

Andler : Mein Gedankengang ist so aufrichtig wie nur möglich. Ich glaube, wir sind vor einer entsetzlichen Gefahr bewahrt geblieben dank der Verblendung der höchsten deutschen Stellen. Was eine österreichisch-deutsche Herrschaft von Moskau bis Saloniki aus Europa gemacht hätte — darüber schweigt die Weltgeschichte. Man muss den Deutschen zunächst zeigen, was ihnen entgangen ist. Sie ballen dann die Faust gegen die unfähige Leitung, der sie zum Opfer fielen. Das führt sie zur Kritik am kaiserlichen System von 1914. So wie wir 1871 auf einen Schlag mit unserem Kaiserreich aufgeräumt haben. Daher der Respekt des Auslandes vor der Republik!

Pierre Hamp : Empfinden die Deutschen Reue oder hegen sie bloß Bedauern angesichts des unnütz verspritzten Blutes und der vergeblich aufgetürmten Trümmerhaufen?

Andler : Sie sind jetzt so weit, es zu bedauern.

Raverat : Werden sie es eines Tages bereuen?

Andler : Vielleicht.

(Das Vorstehende ist ein sehr gekürzter, wenn auch wörtlicher Auszug aus einem ganzen Verhandlungsabend.)

*

Die vorstehenden Gedanken sind also vor drei Jahren ausgetauscht worden. Sind sie jetzt, wo sie in literarischer Form das Licht der Öffentlichkeit erblicken,

außer Kraft gesetzt, — haben sie ihren hohen Flug und Schwung verloren? Einer der Teilnehmer an dieser Aussprache spricht jetzt melancholisch von „jenen vergeblichen Gesprächen“. Da sie ihren Gegenwartswert abgelegt haben trotz der kurzen Frist, um die sie erst zurückliegen, dürfen wir sie historisch auf uns wirken lassen. Wir dürfen uns sagen, Franzosen, in denen das Land und sein Gedanke noch heute würdig vertreten ist, haben damals unbelauscht, in aufrichtigem Wissenstausch, im Bedürfnis eigener Abklärung, nicht als politische Kundgebung, diese Gedanken ausgesprochen aus einem tiefen Gefühl für die Wahrheit, die geschichtliche sowohl wie die sittliche. Es sind Dokumente eines Geistes, der noch am Leben ist und nicht vergeblich auch in den Geschehnissen unserer Tage aufgesucht werden kann.

CARL ALBRECHT BERNOULLI



BENEDETTO CROCES „FRAGMENTE ZUR ETHIK“

Fichte hat einmal an Leibnitz die Gewandtheit gerühmt, « seine Denkart allen Formen anzupassen, sie auf alle Teile des menschlichen Wissens ungezwungen anzuwenden, alle erregten Zweifel mit Leichtigkeit zu zerstreuen und überhaupt sein System mehr als Instrument denn als Objekt zu brauchen ». In dieser Schmiegsamkeit des herrschenden Gedankens, der immer derselbe blieb und doch immer wieder neu wurde, hat Fichte den Beweis der Wahrheit des Leibnitzschen Systems gesehen — die Stütze seines Rechtes, im geistigen Leben der Zeit bestimmenden Einfluss auszuüben: dieses System war kein künstlich konstruiertes Kartenhaus, das bloß sich selbst genügt und keine Berührung mit der Wirklichkeit verträgt! Allein noch entschiedener als die Lehre Leibnitzens dürfte das erstaunliche System *Benedetto Croces* auf solchen Ruhm Anspruch machen. So sehr ist es seinem Urheber in erster Linie « Instrument », dass dieser überhaupt nicht mehr an ein System als endgültige Gestalt der philosophischen Problemlösungen glaubt. Wohl weiß Croce von der Notwendigkeit, dem Anspruch des Gedankens auf systematische Form genug zu tun; aber er weiß auch von der Unvermeidlichkeit, mit der jede Systematisierung vor den Forderungen des sich unaufhaltsam weiter entfaltenden Lebens weichen muss zugunsten einer neuen Systemgestalt. Das Recht einer bestimmten Philosophie erweist sich in ihrer Macht, das konkrete Leben im Gedanken zu besitzen. Darum hält Croce seine Lehre in steter Fühlung mit der bunten, bewegten Wirklichkeit. Die Norm, an der seine Philosophie gemessen sein will, ist nicht das Abstraktum einer zeitlosen, starren Wahrheit, sondern die konkrete lebendige Wahrheit, das Leben selbst — aber wohlgemerkt nicht das Leben als Tatsache, sondern das Leben in seinem unabweislichen Verlangen vorwärtsdrängender Geistigkeit. Die Beschaulichkeit des wahren, des modernen Philosophen (sagt Croce selbst einmal) « ist nicht untätig, da er selbst in dem besonderen Geschäft der Philosophie stets aus der Betrachtung zum Leben, wenn auch nicht zum tätigen, zurückkehrend, doch mit den übrigen Menschen fühlt und, indem er sich von diesem fortwährend wieder zu neuer Betrachtung erhebt, das historische Gewissen der eigenen Gesellschaft